

dtv

Ein heißer Sommer in Salzburg 1935. Auf Schloss Leopoldskron treffen außergewöhnliche Menschen zusammen, die nicht nur ihre durch Hitler bedrohte Gegenwart, sondern auch ihre Vergangenheit verbindet: Max Reinhardt und Helene Thimig, Alma Mahler-Werfel und Franz Werfel, Eleonora von Mendelssohn und ihr Bruder Francesco, Carl Zuckmayer, Ferenc Molnár und Kurt Weill. Und der alte Maestro Toscanini, Weltstar und Frauenheld, Antifaschist und selbst Diktator. In dieser Klausur der Schönheit und des Luxus, über der sich das Unheil bereits zusammenbraut, entblößen sie ihre Begehrlichkeiten und ihre Verzweiflung und versuchen, in Zeiten des Verrats sich selbst treu zu bleiben.

Lea Singer promovierte in Kunstgeschichte, Musik- und Literaturwissenschaft. Sie ist Publizistin, Roman- und Sachbuchautorin und lebt in München. 2010 erhielt sie den Hannelore-Greve-Literaturpreis der Hamburger Autorenvereinigung. Bei dtv ist zuletzt von ihr erschienen: ›Der Opernheld‹ (dtv 21568).

Lea Singer
Vier Farben der Treue

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Lea Singer
sind bei **dtv** außerdem erschienen:
Die Zunge (12954)
Wahnsinns Liebe (13434)
Das nackte Leben (21022)
Konzert für die linke Hand (21323)
Mandelkern (21465)
Der Opernheld (21568)



Ungekürzte Ausgabe 2009
3. Auflage 2015
© 2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Erstveröffentlichung 2006 bei der Deutschen Verlags-Anstalt,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung nach einer Idee von R. M. E.,
Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer
Umschlagfoto: Can Cobanli
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10/12,25
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21154-3

*Im August 1935 – zweieinhalb Jahre nach Hitlers Macht-
ergreifung, ein Jahr nach der Ermordung des österrei-
chischen Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß – kamen auf
Schloss Leopoldskron in Salzburg ein paar außergewöhn-
liche Menschen für einige Tage während der Festspielzeit
zusammen. Ein Jahr zuvor war auf das Barockschloss,
das Max Reinhardt, Mitbegründer der Salzburger Fest-
spiele, nach dem Ersten Weltkrieg erworben hatte, ein
Bombenattentat verübt worden. Dort trafen nun bei dem
Regisseur, seiner Frau, der Schauspielerin Helene Thimig,
und seinem Majordomus und Agenten Rudolf K. Kom-
mer folgende Gäste ein: der erfolgreiche, aber in Deutsch-
land bereits verbotene Dichter Franz Werfel mit seiner
Frau, Alma Mahler-Werfel, der einschlägig beleumunde-
ten femme fatale; der Komponist Kurt Weill, der aus
Frankreich angereist kam, gerade wieder frisch verliebt
in seine geschiedene Frau Lotte Lenya; der skandalöseste
Glamour-Boy des Zwanziger-Jahre-Berlins, der Ban-
kierssohn, Cellist und Regisseur Francesco von Mendels-
sohn, Bruder der ebenso schönen wie unglücklichen Eleo-
nora von Mendelssohn, die Reinhardt wie Toscanini seit
Jahrzehnten nicht nur verehrte, sondern begehrte; der
zionistische Theatermann Meyer W. Weisgal, in den USA
lebender Osteuropäer, der Reinhardt gebeten hatte, eine
Bibelrevue zu inszenieren, die Reinhardt von Werfel ge-
textet und von Weill vertont haben wollte; Francesco von
Mendelssohn war als Organisator und Hilfsregisseur vor-*

gesehen. Zudem verhalf in diesem Sommer Arturo Toscanini, damals der berühmteste Dirigent der Welt, bekennender Antifaschist und berüchtigter Weiberheld, zum zweiten Mal Reinhardts Salzburger Festspielen als Dirigent von Beethovens »Fidelio« und Verdis »Falstaff« zu Renommee und hohen Einkünften; er wurde mit seiner Frau Carla Toscanini ebenfalls auf Schloss Leopoldskron geladen. Ob er und Eleonora von Mendelssohn, beide mehrmals Gäste auf Leopoldskron, sich in genau diesen Tagen dort aufhielten, ist zwar wahrscheinlich, aber nicht belegt.

Alle Beziehungen, Verflechtungen, Affären, Betrugsmanöver, Ehen, Scheidungen, die in diesem Roman zur Sprache kommen, sind durch Autobiografien, Briefe und weitere Zeitzeugnisse verbürgt.

I.

Auf den ersten Blick war ihm nicht anzusehen, dass alles nur noch Blendwerk war, hinter dem das Unheil dräute. Auf den ersten Blick wirkte Schloss Leopoldskron so, als wäre seine Schönheit rein, gesund und unanfechtbar. Weiße Mauern vor blauem Himmel. Barocke Ordnung in dreizehn Achsen, giebelbekrönt, zwischen einem Weiher voller Frieden und einer Bergkulisse von unerschütterlichem Gleichmut, festlich wie Trompetenklänge aus einem Händel-Oratorium. Der Augustgeruch vom nasen Holz der Bootsstege, von Heu, Levkojen und Pilzen umfing jeden, der hier herauskam. Doch die Indizien der Gefährdung waren eindeutig. Schon der Trupp Soldaten, der sich betont unauffällig vor dem Eingang herumtrieb, machte misstrauisch, dann die Wunden in der Mauer des Portals, schließlich die notdürftig geflickten Löcher in den massiven Eichenholztüren. Wer genau hinschaute, sah, dass einige der alten Fensterscheiben im Erdgeschoss und ein paar Bleiverglasungen in der Kapelle durch neue ersetzt worden waren. Der Bombenanschlag vor etwas mehr als einem Jahr, im Juni 1934, ließ sich auch durch Tünchen nicht vergessen machen; noch immer waren die Täter nicht gefasst, obwohl jeder wusste, wo sie zu suchen waren.

Diese Idylle zwischen Weiher und Wundern trog. In Zeitungen von Berlin bis Wien hatte es gerade erst gestanden, dass das Anwesen bei Salzburg, bis in die Studios von Hollywood berühmt durch seine Feste, bereits

zum zweiten Mal zwangsgepfändet worden war, dass der deutsche Reichsfiskus sein Pfandrecht darauf eingetragen und der Besitzer nur mit Mühe den Kopf aus der Schlinge gezogen hatte. Nicht nur die im Hetzen schon lange bewährten Blätter wie »Der Eiserne Besen« waren über den Besitzer hergefallen, hatten dessen Lebensstil als protzige Großmannssucht gegeißelt und ihn selbst als jüdischen Schmarotzer angeprangert; auch solche, die aus triftigen Gründen zu ihm hätten halten müssen, geiferten.

Das alles wusste sie, die Frau, die dort am 23. August in einem dunkelblauen Horch vorgefahren wurde. Im Gepäck hatte sie die druckfrische Ausgabe der Zeitschrift »Fackel«, worin deren Herausgeber Karl Kraus abrechnete mit dem Herrn von Leopoldskron, der hier seine reichsten Inszenierungen zelebrierte, den seine Freunde einen Magier nannten und seine Feinde einen Ichbesessenen, der Speichellecker um sich schare. Sie kam zweier Männer wegen hierher, und einer davon war der Geschmähte.

Mit ihrer schmalhüftigen Gestalt, dem überlangen schlanken Hals und der kindlich stark gewölbten hohen Stirn sah sie aus der Ferne aus wie ein Mädchen. Aus der Nähe aber wirkte ihre Haut fahl und welk, und um die Augen mit dem Schlafwandlerblick lag ein Netzwerk feiner Falten, die nicht von Heiterkeit, sondern von Enttäuschungen erzählten. Aus der Nähe konnte auch jeder sehen, dass ihr Lächeln älter war als sie selber, zehn oder zwanzig Jahre älter. Nur diejenigen, die sie gut und lange kannten, hätten sich gewundert, an diesem Sommertag in ihrem Lächeln und in ihrem Blick Entschlossenheit zu entdecken.

Eleonora von Mendelssohn hatte keinen weiten Weg

hinter sich, sie war nur von dem eigenen Anwesen, Schloss Kammer am Attersee, hierher gereist. Trotzdem wirkte ihr Schritt müde, als sie durch den Eingangssaal im Parterre ging und stehen blieb vor ihr, der stummen Frau, die von allen männlichen Besuchern angebetet wurde, ob sie nun über deren Herkunft unterrichtet waren oder nicht. Dieses willenlose Gesicht, aufgelöst in Hingabe, weckte in ihnen wohl weitgehend die gleichen Gedanken, und dass sie aus einem Freudenhaus in der Wiener Bäckerstraße stammte, erhöhte ihren Reiz eher, als dass es ihn minderte. Der Hausherr hatte jedenfalls lange darauf hingearbeitet, sie der Bordellmutter auszuspannen, und kräftig dafür bezahlt. Nun stand sie seit Jahren schon hier, die Madonnenfigur von einer alten Hausfassade, Wahrzeichen dessen, was hier auf Leopoldskron gefeiert wurde: die weibliche Schönheit und die des Barock. Lebende Schönheiten mit barocken Formen allerdings weniger. Eleonora stand vor der Figur, als wolle sie mit ihr reden oder einen Rat erbitten. Der Hausherr Max Reinhardt bevorzugte Frauen, die ihn wie seine langjährige Lebensgefährtin und seine Stars auf der Bühne nicht mit reifer Weiblichkeit bedrängten, Frauen mit kleinen Brüsten, engem Becken, ohne ausladende Rundungen. Deswegen hatte Eleonora bei ihm auch Chancen gehabt und genutzt, war unangemeldet in sein Zugabteil gestiegen und hatte sich ihn genommen, den Mann, der siebenundzwanzig Jahre älter war.

Reglos stand sie vor der hölzernen Gestalt, die Finger ineinandergeflochten, hochaufgerichtet, das Gesicht andächtig emporgewandt. Wer sie beobachtete, hätte meinen können, sie bete. Doch in ihrem Kopf brannte ein Wort: Entscheidungsschlacht. Warum konnte sie das hässliche Wort nicht wegschieben? Hier, auf Schloss

Leopoldskron, musste in den nächsten paar Tagen die Entscheidung fallen. Und Eleonora war bereit, mit allen Waffen zu kämpfen. Sie wollte einen Mann gewinnen, der bereit war, mit ihr Europa für immer zu verlassen. Die beiden Kandidaten: Reinhardt und Toscanini. Beide seit Jahren, Jahrzehnten sogar fest gebunden, aber das schreckte Eleonora nicht ab.

Sie betrachtete ihre Hände. Schmale, fast knochige Hände, nur dünn bezogen mit weißer Haut. Doch die Hände waren kräftig, sichtbar gewohnt zuzupacken und auch gröbere Arbeiten zu verrichten.

Sie lächelte, ohne es zu wollen. Wieder dachte sie an jenen Überfall im Zug. Wie lange war das her? War sie damals zwanzig oder einundzwanzig gewesen? Sie war, das erinnerte sie genau, erst kurz verheiratet mit Edwin, dem Pianisten, der nur seine Tasten liebevoll berührte, sonst nichts. Jede Art geschlechtlicher Erregung, hatte Mutter Fischer ihrem Sohn eingetrichtert, schade seinem Genie und richte auf die Dauer seine klaviertechnischen Fähigkeiten zugrunde. Sie hätte es ihrer Schwiegertochter Eleonora also nicht verübeln können, dass die ihre Bedürfnisse anderweitig befriedigte. Ermuntert zu dem begehrlichen Überfall auf Max Reinhardt hatte sie jedenfalls ihre enge Freundin Else, die einen Körper besaß wie diese Muttergottes in der Nische über dem Kamin; damals schon lebte sie getrennt von Reinhardt, war aber noch mit ihm verheiratet.

Das war nun vorbei. Eleonora hatte Reinhardt zum letzten Mal in diesem Frühling 1935 drüben, in den USA, gesehen, als er es feierte, endlich von Else geschieden worden zu sein, nach einem Papierkrieg, der eineinhalb Jahrzehnte gedauert hatte. Viele verzweifelte Versuche hatte er unternommen, sich gegen den Willen der Ehe-

maligen freischlagen zu lassen, doch jedes Mal war die Scheidung hinterher annulliert worden. Diese aber war nach Vermittlungen seines erwachsenen Sohnes Gottfried von Elses Anwalt anerkannt worden. Jetzt war Reinhardt frei. Für wen? Konnte er an dieser farblosen Helene Thimig, die immer wirkte, als habe sie ihre Unschuld noch nicht verloren, nach wie vor interessiert sein, nach all den Jahren in einer wilden Ehe, die so wenig Wildes hatte? Dass er sie nie beim Vornamen ansprach, musste jedem auffallen, ebenso dass er nie Arm in Arm mit ihr ging, nicht einmal Hand in Hand. Und dass Reinhardt sie niemals zum Geburtstag beschenkte, hatte sich herumgesprochen. Immerhin war Helene mittlerweile sechsvierzig, elf Jahre älter als Eleonora. Zwar hatte Helenes Gesicht noch immer dieses Frischgewaschene, was es jung erscheinen ließ, doch der kühle Glanz ihrer Augen, fand Eleonora, hatte an Leuchtkraft verloren, als habe jemand Silber mit Stahlwolle geputzt. An der Seite eines hoch verschuldeten Sonderlings zu leben, wie genial er auch war, griff offenbar an.

So ein Mann brauchte eine Frau mit Geld. Eine Bankierstochter wie sie, die aufgewachsen war zwischen Rembrandts, Corots, Cézannes, Rubens und Renoirs, Stradivaris und Steinways, der also jener feudale Luxus, den Reinhardt liebte, von Kind an vertraut war.

In New York war, sie hatte es selbst vernommen, das Gerücht umgegangen, er habe Helene in Reno geheiratet, aber das hatte möglicherweise Helene selbst in die Welt gesetzt. Mit seinen Versuchen, die Scheidung einzuklagen, war Reinhardt in Berlin und Wien, in Prag, Pressburg und Riga gescheitert. Außerdem, ob eine Trauung in Nevada vor irgendeinem Friedensrichter in Europa Gültigkeit besaß, schien Eleonora fraglich.

In der Halle war es trotz der hochsommerlichen Temperaturen draußen angenehm kühl. Eleonoras Mund hatte etwas Zufriedenes. Sie fühlte sich siegessicher, denn das, was ihn an ihr gestört, sogar angewidert hatte, war sie losgeworden. Künstlichen Rausch jeder Art fand Reinhardt abstoßend, und Sucht erklärte er für ein Zeichen innerer Verwahrlosung. Seit Monaten war sie nicht rückfällig geworden. Ob er ihr das ansehen würde? Die Spritzen hatte sie im Attersee versenkt, alle bis auf eine. Man wusste nie. Wenn Schmerzen unerträglich wurden, wie ihre bei den Nierenkoliken damals, verordneten schließlich sogar die Ärzte Morphium. Und sie hatte dazugelernt seit dem letzten Versuch, den Mann zu betören, der einen halben Kopf kleiner war als sie, zur Dicklichkeit neigte und zum Eigenbrötlertum, der kein Portemonnaie besaß, nie Bares bei sich trug, nur Münzen für Trinkgelder lose in den Taschen seiner Maßanzüge klimpern ließ, nach Lavendel roch, schüchtern war, aber Zigarren rauchte, als gehöre ihm ein Industrieimperium. Noch vor zehn, elf Jahren hatte Eleonora die Freundin Else gebeten, ihr zu verraten, wie man Reinhardt wirkungsvoll verführe. Und hatte Else angeboten, an Eleonoras Stelle zum Ausgleich einen 38-jährigen Mann zu entjungfern, genauer gesagt, ihren Ehemann Edwin Fischer.

Jetzt, mit fünfunddreißig, kam sie sich erfahrener vor. Imre von Jescenszky, Eleonoras zweiter Gatte, der sich hier Emmerich nannte und von allen Jessi gerufen wurde, hatte keinerlei Manieren, aber von Pferden und Frauen verstand der ungarische Rittmeister einiges. Und was ein Mann, zumindest einer wie er, von einer Frau erwartete, das hatte er ihr so gut beigebracht wie seiner Trakehner-Stute, auf Kandare geritten zu werden. Nur, waren Jessis Wünsche denen Reinhardts ähnlich? Konnten sie es

überhaupt sein? Gab es ein fast allen Männern zu allen Zeiten gemeinsames Begehren, etwas, das sie hungrig machte und dadurch an diejenige band, die den Hunger stillte? Jener Gesichtsausdruck der Freudenhaus-Madonna erinnerte Eleonora an den der heiligen Theresa Berninis im Petersdom. Und vor der war einem französischen Diplomaten angeblich der Satz entfahren: »Wenn das die himmlische Ekstase ist, dann kenne ich sie auch.«

Noch immer verharrte sie vor der Heiligenfigur, als von hinten, mit den Armen wie mit Flossen rudern, eine ihr wohlvertraute Gestalt kam, ein wallerähnlicher Gründer mit übergroßem, beinahe kahlem Schädel. Der Mann von fünfzig hatte wie so oft kurze Hirschlederhosen am gedrungenen Leib und eine Zigarette im Mundwinkel, neben der er heraussprach. »Und wo wollen Sie einquartiert werden, Eleonora?«

»Nicht im Meierhof drüben, Kätchen, nicht bei den anderen Gästen. Hier im Haus, am liebsten im zweiten oder dritten Stock.«

»Aber Sie wissen: im dritten haust das Personal, mich eingeschlossen, im zweiten residieren Reinhardt und Frau Thimig und möchten von niemandem gestört werden.«

»Das sagt Frau Thimig. Dabei haben sie doch ohnehin getrennte Schlafzimmer. Dann eben im dritten.«

»Da wird es eng. Außerdem hat Reinhardt oben seine Sonnenterrasse, wo er auch nicht ...«

»Enge macht mir nichts und Sonne vertrage ich nicht.«

Noch bevor Reinhardt und sein Konvoi zurückkamen aus der Stadt, hatte Eleonora sich eingerichtet in einem Zimmer, gegenüber dem Appartement von Rudolf Kommer, jenem bukowinischen Majordomus des Schlosses, dem Reinhardt nach dem Tod des Bruders Edmund vor

sechs Jahren seine Geschäfte übertragen hatte und dem die meisten Frauen ebenso willig ihre Geheimnisse anvertrauten, auch die intimen. »Kätchen«, nannten ihn fast alle, und mit ironischem Stolz unterzeichnete er deshalb immer mit Rudolf K. Kommer. Doch Eleonora gehörte zu den wenigen, die wussten woher er den Namen hatte; sie kannte jene *cat*, eine dicke Katze, die im Wiener Café in London noch bis vor ein paar Jahren in der Ecke gesessen hatte, mit dichten schwarzen Büscheln über ihren grauen Augen. Und die wie er schlagartig zur fauchenden Furie werden konnte. »It is useless, to bark and growl. Es ist nutzlos, zu bellen und zu knurren«, beruhigte sie dann der Cafetier. Und manche der Eingeweihten riefen mit genau diesen Worten Kommer zur Ordnung, sobald er als Regieassistent für Reinhardt aus dem gewohnten Gleichmut geriet und die Schauspieler zusammenschimpfte.

Jedes Mal, wenn Eleonora auf ihrem Schloss Kammer, wo er oft gastierte, hier auf Leopoldskron oder sonst wo in der Welt von London bis New York Gelegenheit hatte, *catchen* alias Kätchen unbemerkt zu beobachten, stellte sie fest, dass er mit dieser Katze, die üblicherweise schnurrte und zutraulich war, vieles gemeinsam hatte. Auch bei ihm wusste keiner wirklich, wo er sich überall herumtrieb, keiner kannte die Ziele seiner nächtlichen Ausflüge, keiner wusste, was vorging in diesem runden Schädel. Immer hatte er bei aller vordergründigen Freundlichkeit etwas Rätselhaftes. Dennoch ließen ihn die Menschen, berühmte, verwöhnte, reiche, nah an sich heran, so wie sie diese unberechenbare Katze auf den Schoß nahmen und streichelten. Churchill ebenso wie englische Lords und Ladys, Einstein ebenso wie die großen Opern- und Theaterstars. Sie alle vertrauten ihm. Auch Eleonora. Und es waren nur kurze Augenblicke,

in denen sie sich fragte, ob dieses bedingungslose Vertrauen in einen Mann, dessen Einkommensquellen und Kontakte, dessen Herkunft und erotische Wünsche im Dunkeln lagen, berechtigt war.

»Es ist was mit Ihnen«, sagte Kommer, während Frau Vogl, mit ihrem Mann als zuweilen barock kostümiertes Dienerpaar in Leopoldskron angestellt, Eleonora das Bett herrichtete. »Sie haben etwas Euphorisches. Dabei haben Sie das grandiose Orchesterkonzert mit Toscanini gestern versäumt, Reinhardts ›Faust‹ und den Besuch von Thomas Mann danach hier bei uns.«

»Den ›Faust‹ kenne ich, Thomas Mann interessiert mich nicht brennend und an Toscanini in diesem Jahr vor allem sein gefeierter ›Fidelio‹, der erst morgen wieder aufgeführt wird.«

»Sie meinen: es interessiert Sie, wie Lotte Lehmann ihre achtzig Kilo in eine Hosenrolle zwingt?«

Eleonora schwieg, stellte sich ans Fenster und sah hinunter auf die Rabatten, die Buchskegel und Rosenkugeln, auf die rosafarbenen Flamingos unter Buchen und die großen Orangen- und Zitronenbäume in hölzernen Kübeln. Sie aus der Orangerie von Schönbrunn zu beschaffen, hatte sich Max Reinhardt ein Vermögen kosten lassen zu Zeiten, als in Salzburg drin eine Hungerrevolte wütete, die Auslagen der Geschäfte geplündert wurden, sich unterernährte Menschen um Brot prügelten, das nach Pech und Leim schmeckte, um Bier, das nur gelbes Wasser zu sein schien, und um ungenießbare erfrorene Kartoffeln, als man den Wein aus den Kellern des Hôtel de l'Europe auf die Bahnhofstraße laufen ließ und es aussah, als werde die Schönheit der Stadt bald völlig zerfallen sein.

Kommer sprach beiläufig. »Toscanini soll die große

Leonoren-Arie im ersten Akt für die Lehmann einen halben Ton nach unten transponiert haben ...«

»Was? Toscanini soll sich an Beethoven vergangen haben? Nie und nimmer, Rudolf! Ich kenne ihn seit meiner Kindheit. Seine Frau hat er damals schon betrogen, aber die Werktreue, die ist ihm heilig. Nicht mal für die Garbo würde er nur einen Triller streichen.«

»Die Garbo singt auch nicht.« Kommer ließ Asche auf den Boden fallen und kickte sie mit der Fußspitze unter die barocke Kommode. Er versuchte, seine Mimik zu beherrschen. »Wir werden es morgen hören, liebe Eleonora. Und vielleicht erwischen wir ihn ja in flagranti.«

Durch die offenen Fenster drang das Geräusch vorfahrender Autos herauf. Eleonora durchschritt das Zimmer, überquerte den Flur und schaute aus Kommers Bibliothek hinunter auf die Auffahrt. Sah, wie nach dem Chauffeur Reinhardt, auch bei diesen Temperaturen im Zweireiher, aus dem Auto stieg, auf der anderen Seite Helene Thimig in einem Dirndl mit weißer Bluse, auf dem blonden Haar einen Lamberghut. Aus dem Wagen dahinter schälte sich eine Matrone mit dekoriertem Hut, die dann aufatmend stehen blieb in der Haltung einer beleidigten Königinmutter, und ein Mann, der in seinem Anzug zerfloss, eine zu kleine Brille im geröteten Gesicht, die langen Locken an der Kopfhaut klebend. Seine dunkelrote Fliege hing schlapp herab.

Kommer war ebenfalls hinübergangen und bröselte die Asche auf den Fenstersims. »Wussten Sie denn, dass die Genie-Amme mit ihrem Säugling Werfel herkommt? Er ist wegen seines jüdischen Gesamtkunstwerks ange-reist.«

»Was ist das denn bitte?« Eleonora wandte den Blick nicht von den Ankömmlingen.

»Offiziell«, sagte Kommer, »ist es ein großes Bekenntnis zum Judentum, das dieser Meyer Weisgal initiiert und produziert hat. Werfel hat den Text geschrieben, und Weill hat ihn vertont. Reinhardt soll das Ganze inszenieren, und ich soll es verkaufen. ›Weg der Verheißung« nennt sich das Ding.« Er stöhnte. »Aber bisher verheißt es nur Schulden.«

»Und warum lässt sich Reinhardt dann drauf ein?«

»Sie kennen doch diesen Weisgal, der lässt nicht locker. ›Dieses Schauspiel muss Hitler unsere Antwort geben, hat er gesagt. Der weiß nicht, dass Hitler solche Antworten nicht mal ignoriert.«

Eleonora runzelte die Stirn. »Aber was stört Sie denn so an dem Projekt?«

Kommer schwitzte. »Dass Werfels Machwerk die pathetische Schmonzette eines Katholiken ist, der sich noch nicht zur Taufe getraut hat und nun auf einmal sentimental wird, wenn er an seine mosaischen Wurzeln denkt.«

»Reden Sie nicht so böse daher.« Eleonora sah Kommer von der Seite an, diesen beleibten schillernden Fisch, der auf seinen Visitenkarten wie ein Adelsprädikat »a. Cz.« vermerkt hatte – aus Czernowitz, wie er jedem unaufgefordert erzählte. Wohl wissend, dass er sich damit denen, die Bescheid wussten und ihm zuhörten, als Jude auswies, noch zudem aus einer Stadt, über deren Bewohner besonders viele Witze gerissen wurden.

»Stimme hin oder her«, sagte Eleonora, ohne den Blick vom Geschehen im Hof zu wenden, »ich verstehe nicht, wie Arturo auf die Idee verfallen konnte, die Lehmann nach Salzburg zu holen. Da redet er von Salzburg als Gegen-Bayreuth, garantiert befreit von Naziheroen und -heroinen, und dann verfällt er ausgerechnet auf sie.«

Kommer betrachtete Eleonora. Wenn sie auf Politik

zu sprechen kam, dann veränderte sich ihr Gesicht auf dieselbe Weise wie ihre Stimme. Beides wurde härter, schärfer, entschiedener.

»Erstens«, sagte Kommer paffend, »war sie schon vor ihm da. Ich meine in Salzburg, als Festspielstar. Und dann hat er sie in Wien singen hören. In der Boulevardpresse stand, man habe in seinem Gesicht Anzeichen von hingebungsvoller Entrücktheit entdeckt. Angeblich vertrat sich so der Beginn einer Liebschaft bei ihm. Aber das wissen Sie besser als ich, meine Liebe. Sie kennen ihn ein paar Jahrzehnte länger.«

Eleonora beobachtete, wie Werfel Alma den Arm bot, Reinhardt und Helene aber wie gewohnt, ohne sich zu berühren, dastanden, sicher einen halben Meter voneinander entfernt. Sie atmete auf.

»Was haben Sie eigentlich gegen die Lehmann?«, sagte Kommer. »Als Frau ist sie doch beileibe – und das meine ich wörtlich – keine Konkurrentin für Sie.«

Eleonora sah ihn an, als habe er sie aus ganz anderen Gedanken aufgeschreckt. »Ach, Sie reden von der Lehmann. Nein, ich wundere mich nur, was Arturo in diesem Fall dazu bringt, die Augen zu verschließen.«

»Er ist eben ganz Ohr, sobald sie den Mund aufmacht.«

Die vier vor dem Portal schienen etwas zu diskutieren. Werfels Tenorstimme erhob sich über Almas verkratzten Mezzo, was er sagte, war nicht zu verstehen.

»Hat denn niemand Toscanini gesteckt, dass die Lehmann einen großen Auftritt hatte am Tag von Potsdam im März 33? Und dass sie beim Schlussapplaus nach den ›Meistersingern‹ in der Königsloge empfangen worden ist?« Eleonora sprach jedes Wort so aus, als wollte sie damit schneiden.

»Und dort saß?«

»Dort saßen von Papen, Göring und Hitler. Finden Sie übrigens, dass der Thimig diese Trachtenkleider stehen?«

Reinhardt, die Thimig, Alma Mahler und Werfel verschwanden unter dem Portal, Kommer spazierte durch seine Bibliothek, Eleonora drehte sich zu ihm um. »Und weiß Arturo, dass die Lehmann sich mit deutschem Gruß verabschiedet hat vom Führer? Nur die blonde Perücke, die er ihr empfohlen hat, trägt sie noch nicht.«

Kommer legte den breiten Schädel schief, die Zigarette hing im unteren Mundwinkel auf Halbmast. »Sie sind zu viel in der Welt unterwegs, schöne Freundin. Oder zu lange im Abseits auf Schloss Kammer. Jedenfalls ist Ihnen entgangen, dass unsere Lehmann, obwohl sie schon auszurutschen drohte auf der braunen Butter, die man ihr hingeschmiert hat, im letzten Moment noch die Kurve gekriegt hat.«

Aus dem Treppenhaus war Lärm zu hören, Stimmengewirr, Geklapper. Doch Kommer machte keine Anstalten, seines Amtes zu walten. Seine Augen glitzerten zwischen sonnengebräunten Wülsten. Eleonora fragte sich wieder einmal, ob sie diesen Mann durchschaute, ob er Reinhardts Verbündeter war oder eher sein gut getarnter Widersacher. »Aber sie ist doch noch immer diesem singenden Göring-Intimus verfallen, diesem Fritz Wolff.«

Kommer grinste. »Ja, der Wolff war ganz ihr Typ. Und ihrem Typ bleibt sie im Gegensatz zu ihrem Gatten treu. Kleines Hirn, großes Ritterkreuz, mittlerer Tenor, aber mächtiges Kavaliersgehabe. Nur, ich muss Sie enttäuschen, meine Liebe: Es ist vorbei. Die Lehmann ist wieder auf Galanschau. Fritzi hat sie fallen lassen wie eine heiße Kartoffel, weil sie den Vertrag mit Berlin platzen ließ. Einen Traumvertrag, wohlgemerkt. Hitler hat an-

geblich vor Wut alle Lehmann-Platten in seiner Sammlung auf dem Fußboden zertreten.«

»Und warum hat sie das getan?«

»Weil sie bei all ihrer Naivität doch genügend Intelligenz und Charakter hat und der Forderung, sich von ihrem jüdischen Ehegespons, diesem Otto Krause, zu trennen, nicht nachkommen wollte.«

Adele Vogl betrat in schwarzem Kleid und blütenweißer Schürze nun Kommerss Zimmer mit der Resoluthet eines echten Faktotums, das keinen Widerspruch kennt. Sie fegte Kommerss Asche zusammen und murmelte Richtung Parkett: »Ach was, dieser Otto Krause ist doch nur noch auf dem Papier mit ihr verheiratet. Das weiß ja sogar ich, dass er es mit den Mädels vom Chor und vom Ballett treibt, das weiß jeder ...«

»Trotzdem«, kam es von Kommer. »Wenn es für ihn alleine schwarz aussieht inmitten dieser uniformierten Exkrementen, hält seine Frau zu ihm.«

Eleonora konnte nicht entscheiden, ob Kommerss Stimme spöttisch klang oder gerührt. »Die Lehmann hat«, sagte er, »also ein gewisses Recht, uns morgen von Leonores Gattentreue vorzusingen. Eher frage ich mich, wo unser Diktator Arturo die Überzeugungskraft hernimmt, die eheliche Treue zu feiern.«

In der Tür stand ein kurz gewachsener Mann, eine übergroße Brille mit dicken Gläsern auf der Nase, mit einer Stirn bis zum Scheitelpunkt des Kopfs und Lippen, nach denen sich jede Hollywood-Diva gesehnt hätte. »Hier stecken Sie, gutes Kätschen. Sie werden gesucht. Aber ich verstehe – die Gelegenheit, mit Ele allein zu sein ...« Sein Blick tastete Eleonoras Brüste, Taille, Hüfte und Oberschenkel ab, schwenkte dann zu Kommer und wieder zurück. »Vielleicht kann ich Sie für die Stö-